



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Geigenmacher von Mittenwald

Denk, Victor Martin Otto

Regensburg, 1917

Elftes Kapitel. In der Heimat

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99631](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99631)



Elftes Kapitel.

In der Heimat.

Während der folgenden Tage redeten die Leute in dem von Railife bewohnten Stadtviertel sehr häufig von der seltsamen Verlobung im Hause des Geigenmachers. Der Name des jungen Deutschen, Matthias Klotz, war fast in aller Mund. Aber nur wenige hatten das richtige Verständniß für seine schöne Handlungsweise, weitaus die meisten urtheilten über ihn so, wie eigennützige Menschen zu urtheilen pflegen. „Dieser Deutsche muß ein Dummkopf sein,“ hieß es, „daß er auf die Hand eines so vermöglichen Mädchens verzichtete, wie Angela ist.“ — „Der Altgeselle Railifes darf Gott täglich danken,“ sagten andere, „daß sich ein solcher Einfaltspinsel gefunden hat, der ihm die Braut zuführte.“ Und was so die Redensarten der Menschen sind, deren Einsicht gerade soweit reicht wie ihre Nasenspitze. Alle aber stimmten darin überein, daß der deutsche Träumer seine Torheit noch bereuen werde.

Sie hatten recht, Matthias empfand bereits Reue, jedoch nicht darüber, daß er sich zugunsten Enricos verwendet hatte, sondern wegen seines Versprechens, sechs Jahre lang bei Meister Nailife zu bleiben. Um das Glück eines andern zu begründen, hatte er das eigene geopfert. War das wirklich klug? so fragte sich Matthias manchmal, wenn ihn die Sehnsucht nach der Heimat und dem alten Vater besonders stark erfüllte. In solchen Stunden hätte er viel darum gegeben, hätte er sich von jener Verpflichtung lösen können. Aber dann sagte er sich wieder: ein Mann, ein Wort, und dann tröstete ihn der Gedanke, daß auch die sechs Jahre einmal ein Ende nehmen würden. Wenn ihm der liebe Gott nur den Vater solange am Leben erhielt, bis er heimkehren konnte, so wollte er die sechs Jahre schon aushalten.

Solche Gedanken liehen ihm besonders anfangs Kraft und Stärke, und allmählich setzte sich in ihm eine gewisse Ruhe und Zufriedenheit fest.

Da erschien, nicht lange nach der Verlobung Enricos, bei Matthias unvermutet jener Kaufmann, durch den er an den Marquis die Laute gesandt hatte. Schon auf den ersten Blick ersah Klotz, daß ihm der Kaufmann gute Nachrichten bringe, denn die Miene desselben hatte einen fröhlichen Ausdruck.

„Habt Ihr die Laute in gutem Zustande abgeliefert, Signore?“ fragte Matthias und mit brennender Begierde erwartete er Antwort.

„In tadellosem Zustande,“ bestätigte der Kaufmann. „Der Marquis war hocherfreut über das schöne Instrument; er nannte Euch einen Meister, —

ja, so sagte er, einen Meister hieß er Euch — und er schien sich an dem Bau der Laute nicht satt sehen und an ihrem Klange nicht satt hören zu können. Er läßt Euch grüßen, Meister Klop, und er schickt Euch dies da."

Mit diesen Worten griff der Kaufmann in den an seinem ledernen Lendengurt hängenden Beutel und holte vierzig blanke Goldstücke heraus.

"Das ist für eure Arbeit," belehrte der Überbringer, sich an dem Erstaunen des jungen Mannes ergötzend, der wie verwirrt auf das funkelnde Gold blickte.

"Aber, das ist ja viel zu viel," meinte der überglückliche Klop, der sich einen solchen Lohn nicht im Traume erhofft hatte.

"Der Marquis Cresci ist jedenfalls anderer Ansicht," hielt der Kaufmann entgegen, „sonst hätte er Euch diese Summe nicht gesandt. Ihr steht übrigens in hoher Gunst bei ihm und der ganzen Familie, denn nicht bloß der Marquis, sondern auch seine Gemahlin und seine Kinder haben sich teilnahmsvoll nach Euch erkundigt und sich erfreut gezeigt, als ich ihnen gute Botschaft bringen konnte. Der Marquis erzählte mir, was Ihr für ihn getan habt und trug mir wiederholt auf, Euch zu sagen, daß er Euch stets in dankbarer Erinnerung behalten werde. Er hat mir befohlen, Euch daran zu gemahnen, daß Ihr Euch jederzeit an ihn wenden sollt, wenn Ihr irgend einer Hilfe oder eines Beistandes bedürft."

"Der Marquis," sagte Matthias, „schätzt mein kleines Verdienst viel zu sehr. Dennoch sind mir seine

Worte wertvoller als Gold, weil sie mir zeigen, daß ich mir die Liebe dieser edlen Familie gesichert habe. Und das tut wohl, wenn man sieht, wie man von guten Menschen geschätzt und geachtet wird.“

Hierauf dankte Matthias dem Kaufmanne für die Mühe, die er auf sich genommen habe, indem er ihm das Geld überbrachte. In seiner lauterer Einsicht wollte er demselben sogar ein Goldstück aufdrängen, was dieser jedoch lachend ablehnte.

An jenem Tag hielt sich Matthias für den glücklichsten aller Menschen. Soviel Geld! Jetzt konnte er seinem lieben Vater ein artiges Sümmechen senden, und dem alten Manne würde es gewiß hochwillkommen sein. Aber mehr noch als die vierzig Goldgulden freute Matthias der Erfolg, den er mit seiner Kunst bei dem Marquis erzielt hatte. Wenn ein solcher Herr sich so zufrieden äußerte, so mußte die Laute wohl gut sein, sagte sich Aloß, dem das Lob des Marquis über alles andere ging.

Matthias benützte die nächste Gelegenheit, um seinem Vater zwanzig Gulden zu schicken und dazu einen Brief, dem er alle Gefühle seines dankbaren Herzens anvertraute. Nach einigen Wochen kam der Sohn in den Besitz der ersehnten Antwort. Seine Augen verschlangen die Zeilen des Vaters, der seiner großen Freude über die Kunstfertigkeit seines lieben Sohnes Ausdruck gab. Und als dieser zum Schluß las, wie ihm der Vater für seine kindliche Liebe seinen Segen sandte, da schoß es ihm feucht in die Augen, und er konnte sich der Tränen nicht mehr erwehren.

„Gütiger Gott,“ flüsterte Matthias mit einem

suchenden Blicke zum Himmel, „laß mir meinen guten Vater noch solange, bis ich ihn wieder gesehen habe.“

Und der Himmel erhörte das Gebet des braven Sohnes, denn Matthias' Vater lebte von einem Jahre zum andern und wartete im stillen Sehnen auf den Tag, an dem er seinen Sohn wiedersehen würde.

Die Jahre vergingen im steten Wechsel, aber sie brachten in den Lebensverhältnissen Kloßens keine nennenswerte Änderung. Und endlich kam das letzte Jahr und jener Tag, der für Matthias den Schluß seines Aufenthaltes bei Meister Railife bedeutete. Mit betrübter Miene hörte dieser, wie eines Morgens Matthias zu ihm redete:

„Liebster Meister! Es tut mir ehrlich in der Seele weh, daß ich Euch nun nimmer länger dienen kann. Ihr wißt, meine Zeit ist jetzt um und die sechs Jahre, die ich in eurem Hause zu bleiben versprochen habe, sind dahin. Ich begreife es selbst nicht, wohin sie so schnell gekommen sind. Also bitte ich Euch, liebster Meister, mich in Gunst zu entlassen und mir ein Zeugnis zu geben, daß ich als Geselle in eurem Hause all die Zeit über gearbeitet habe.“

Dem Meister wurden die Augen naß, als er diese Worte hörte. Er hätte Matthias so gern noch länger bei sich gesehen, aber er wußte auch, daß er nicht mehr zu halten sei, und so fügte er sich denn traurigen Herzens ins Unvermeidliche.

„Mein herzlichster Matthias,“ antwortete Railife bewegt, „stände es in meinem Vermögen, so kämet Ihr mir nicht hinweg, denn wie die Sache liegt, so ist's mir, als ob mit Euch mein halbes Leben aus

Padua fortzöge. Weil ich Euch jedoch nicht zurückhalten kann, mögt Ihr mit Gott von hinnen wandern und zwar mit einem solchen Zeugnis, wie es noch kein Gefelle von mir weggetragen hat, noch jemals wegtragen wird."

Hierauf schlüpfte Meister Railike in seinen Feiertagsrock und verließ das Haus. Als er nach einer Stunde wiederkam, da überreichte er Matthias ein Pergament, das war ganz säuberlich beschrieben und mit verschiedenen hübschen Figuren geziert.

"Hier ist euer Zeugnis, mein lieber Matthias," sagte Railike, "leset es. Es ist amtlich gesiegelt und bestätigt, wie Ihr seht."

Und Klop las. Sein Gesicht strahlte vor Freude und Stolz. Folgendes war, ins Deutsche übersetzt, der Wortlaut des Lehrbriefes oder Arbeitszeugnisses:

Laus Deo, den 10. Mai 1678 Padua.

Ich Unterzeichneter bestätige mit meinem Eide Jedem, der es sei, daß Mathio Cloz da Mittenwald als Gefelle in meiner Werkstätte di Lautaro al Santo während sechs Jahre mit aller Ehrlichkeit und Treue gedient und gewirkt hat, immer gehorsam, pünktlich und sittsam war, in keiner Weise die Grenzen seines guten Rufes und Wohlansständigkeit verletzten, sondern als Beispiel in seinen Werken und Handlungen diente. Zu dessen Beglaubigung

Ich, Jouane Railike, das Siegel meines Vaters beifüge.

Ich, Venture Mamini, bestätige obiges,

Ich, Bartolo Mauro, bestätige obiges.

Nun folgte die Bestätigung der Unterschriften von seiten der Republik Venedig und die Jahreszahl der Republik.

Padua, 20. Mai 1202.

L. S.

Darius de Saniotis.¹⁾

„Ich danke Euch, Meister, ich danke Euch herzlich,“ sagte Matthias gerührt und er drückte ihm innig die Hand.

Die Frühsonne des nächsten Tages fand Matthias Klotz bereits wegfertig. Noch am Abend vorher hatte er sich von allen Freunden und Bekannten verabschiedet, darunter war auch Enrico und Angela. Beide lebten schon seit fünf Jahren in glücklichster Ehe.

Am schwersten empfand Klotz das Scheiden von dem Manne, in dessen Haus er sechs Jahre lang gelebt hatte. Und auch dem guten Meister war das Herz übertoll, als jetzt sein liebster Geselle mit dem Wanderstab und dem Felleisen vor ihn hintrat. Keiner von ihnen vermochte viel Sprechens, aber die feuchtschimmernden Augen Matthias' und die hellen Tropfen, die über das faltige Gesicht Railikes rieselten, sagten deutlich genug, was jeder von ihnen fühlte.

„Lebt wohl, Meister, und habt Dank für alle

¹⁾ Das Zeugnis ist in getreuer Abschrift erhalten und auf Pergament geschrieben. Es ist mit hübscher Einfassung geschmückt; oben rechts befindet sich das Wappen der Stadt Venedig, links das von Padua, unten rechts ist der heilige Antonius von Padua, links der heilige Bischof Ambrosius abgebildet. Das wertvolle Dokument wird im Heimatsorte Klotzens aufbewahrt.

Liebe und Güte!" stammelte Matthias und wischte sich das Naß aus den Augen.

„Zieht mit Gott, lieber Matthias, und vergeßt euren alten Meister nicht!" redete Railife mit bewegter Stimme.

Ein letzter warmer, langer Händedruck der beiden — und dann ging's dahin.

Addio! Addio!

So zog Matthias Klotz aus Padua. Aber nach Norden wanderte er gleichwohl nicht. Er suchte zunächst die Lagunenstadt, das herrliche Venedig auf, und dann reiste er nach Cremona, wo er sogar bei seinem verehrten Lehrmeister Nicolo Amati nochmals eine kurze Zeit arbeitete. Erst in Cremona dachte er im Ernste an die Heimkehr. Auf der Rückreise blieb er noch bei einigen Meistern seines Faches, bei denen er für seine Kunst etwas Nützliches sehen konnte, und weinte in Absam am Grabe des in jenem Jahre — man schrieb 1683 — in der Nacht des Wahnsinns verstorbenen Jakob Stainer.

Nach mancherlei Beschwerden, die der rauhe Weg und die Witterung bereiteten, gelangte Klotz seiner Heimat näher.

Niemand kannte den stattlichen jungen Mann, der eines Mittags von der Scharnizerstraße her Mittenwald betrat, und er selbst gab sich auch niemand zu erkennen.

Schon winkte ihm das Vaterhaus entgegen. Es war noch dasselbe braune Holzhaus mit der dunklen Laube und dem vorspringenden Dache, unter dem ein Schwalbenpaar einträchtig nistete. Und auch die alte

Bank war noch vor der Haustüre, der Bach murmelte am Hause vorüber — es war alles, alles noch wie damals, als das Bübchen mit dem Rottmann Achleitner ins Welsche fuhr.

War denn die Welt nicht älter geworden?

Das Herz schlug dem Matthias an die Rippen, als er die Hand auf die Türklinke der Wohnstube legte und die Türe öffnete.

Da saß vorm niedrigen Fenster ein Mann, auf seine Schneiderarbeit gebückt. Die Haare des Mannes hatten sich grau gefärbt, und tiefe Furchen zogen durch Stirne und Wangen.

Beim Eintritte des Fremden blickte der Alte in die Höhe und erwiderte seinen Gruß. Es fiel ihm nicht auf, daß die Stimme des Unbekannten leise zitterte.

„Was wünscht der Herr?“ fragte der Schneider Alog. „Vielleicht ein neues Gewandl?“

„Das just nicht,“ versetzte Matthias, mühsam seine Bewegung zurückhaltend, „ich wünsche mehr . . .“

„Mehr . . .?“

„Ja, ich wünsche meinen guten, lieben Vater,“ flog es jetzt jubelnd aus der Brust des Sohnes, der sich nicht länger mehr beherrschen konnte. Sein Felleisen von sich werfend, stürzte er auf den sprachlosen Alten los und umarmte ihn.

„Vater, Vater, kennt Ihr euren Matthias nicht mehr?“

„O mein guter Jesus!“ rief der Schneider und seine zitternde Hand griff nach dem Sohne. „Bist du's wirklich, Matthias? Ach, weil du nur wieder bei uns bist! Sei mir viel tausendmal und herzlich begrüßt!“

Und der Alte schluchzte vor Freude und Rührung.
„Wenn nur deine gute Mutter das noch erlebt
hätt'!“

„Ja, die Mutter!“ heben die Lippen des Matthias.
Und da gab es ihm einen heißen Stich in die Brust,
seine Augen liefen über und es schlug eine Zähre
die andere.

Wie ein Lauffeuer flog die Kunde von Haus zu
Haus, daß der Matthias Klotz aus dem Welschland
gekommen sei. Und nicht lange dauerte es, so füllte
sich die kleine Stube mit Bekannten und Jugendgenos-
sen, und die Freude des Wiedersehens wollte an gar
kein Ende kommen. Die meisten kannten freilich den
Matthias kaum mehr; denn als er ins Welschland
gezogen, da war er erst zehn Jahre alt, und seitdem
hatte ihn die Zeit zu einem ganz andern gemacht.

Sein nächster Gang war in die St. Nikolauskirche,
die unmittelbar vor dem Markte lag. Hier dankte er
Gott für die vielen Gnaden, die er während seines
langjährigen Aufenthaltes in der Fremde erlangt hatte.
Dann bat er den Himmel in einer besonderen An-
gelegenheit um seinen Segen.

Matthias wollte seine Kunst und seine Erfahrun-
gen als Geigenmacher nunmehr in seiner Heimat ver-
werten; seiner Seele schwebte seit Jahren der Gedanke
vor, seinen Heimatsort zu einem deutschen Cremona
zu machen. Das war ein kühner Plan, aber er war
eines Matthias Klotz würdig. Und nun flehte er zu
Gott, ihm diesen Gedanken zu segnen.

Endlich erhob er sich von den Knien und schritt
nach der Rückseite des Hochaltars, welcher freistand.

Hier zog er ein Messer aus der Tasche und schnitt gleichsam als Gelöbniß seinen Namen ein:

Matthias Klotz,

Geigenmacher im 20. Jahre 1684.

Noch ist diese Inschrift gut erhalten; sie fällt auf durch ihre Niedlichkeit.

Mit gestärktem Mute begab sich Klotz ins Vaterhaus zurück, wo er sogleich über sein Vorhaben zu reden anfang. Lächelnd vor Freude hörte ihm der Vater zu, und schon sah dieser im Geiste den Sohn an der Spitze eines großen Geschäftshauses, das seine Waren bis nach den entferntesten Ländern vertrieb.

So einen gewagten Flug nahmen die Gedanken des Matthias vorderhand noch nicht; er wollte sich einstweilen damit begnügen, eine Schule zu gründen. Das übrige, so hoffte er, würde schon kommen.

Seine erste Tätigkeit bestand darin, nach Knaben zu suchen, die er zu Schülern heranzubilden gedachte. Da waren die Buben einiger armen Verwandten, die nahm er zuerst zu sich. Er versammelte sie an den Abenden vor der Hausbank und erzählte den staunenden Jungen, was er in Cremona, Padua und anderwärts gesehen und gelernt hatte, und wie viele Geigen von dort jährlich in die Welt hinausgingen. Das alles wußte Matthias seinen Zuhörern so anziehend darzustellen, daß sie den Augenblick gar nicht mehr erwarten konnten, bis der Unterricht begann.

Aber die Erwachsenen hielten eben nicht viel von den Plänen des jungen Geigenmachers.

„Wir haben besseren Verdienst,“ sagten sich viele Mittenwalder, „als daß wir unsern Buben das Geigen-

machen lernen lassen. Mit der Rott und dem Floßfahren verdienen wir uns mehr."

Matthias, dem solche Reden wieder zugetragen wurden, kränkte sich nicht. Er hatte derlei erwartet, denn als ein welterfahrener Mensch wußte er, daß das Neue sich oft nur langsam Bahn bricht. Und seine Landsleute hingen an dem Alten und Hergebrachten gar zäh. Und das war in seiner Art auch wieder löblich und gut.

"Es wird eine Zeit kommen," sagte der junge Klotz, "wo die Mittenwalder noch anders sprechen und wo sie froh sein werden, wenn ihnen die Geigen etwas eintragen und ihnen der Himmel voll Geigen hängt."

Die Zeit gab ihm nur zu recht.

Die Mittenwalder waren dadurch, daß die Venediger ihren früheren Markt, den sie zu Bozen in Südtirol abzuhalten pflegten, nach Mittenwald verlegt hatten, übermütig geworden. Doch bald senkten sich drohende Wolken auf den Wohlstand des Ortes. Schon der Dreißigjährige Krieg hatte das Gedeihen Mittenwalds unterbunden und gestört. Dann kamen die Bischöfe von Augsburg, die den Zug der Handels-güter von Augsburg über ihre Stadt Füssen zu leiten suchten. Von hier sollten diese ihren Weg nehmen über Reutte und über den Fernstein nach Fünstermünz. Dieses Bestreben gelang auch zum Teil.

Der Hauptschlag aber, der in dieser Zeit Mittenwald traf, erfolgte im Jahre 1679, als die Venediger den Bozener Markt wieder nach Bozen zurückverlegten, da ihnen diese Stadt doch viel näher und bequemer lag als Mittenwald.

Jetzt begannen die Mittenwalder hinterdenklich zu werden, und sie fingen zu rechnen an. Und es war eben noch Zeit und nicht zu spät.

„Am Ende,“ so redeten sie untereinander, „ist der Gedanke des Geigenmachers doch nicht so übel. Wenn die Sache gerät, kann sie immerhin einigen Nutzen abwerfen. Versuchen wir's einmal.“

Es fanden sich einige Bürger, die ihre Söhne zu Klotz in die Lehre schickten. Die Mittenwalder gewannen immer mehr Gefallen an seiner Kunst, und seine Werkstätte wurde von vielen Leuten besucht, die mit eigenen Augen sehen wollten, wie die Geigen gebaut wurden.

Jetzt hatte Klotz Schüler, mehr als er unterbringen konnte. Binnen kurzem erwies sich sein elterliches Haus zu klein für die Zwecke einer Schule. Aber Matthias war nicht reich, und zum Bauen braucht man Geld, oft sehr viel Geld. Was er sich in Padua bei Meister Nailike erspart hatte, war bald verausgabt für die Werkzeuge, die man aus Italien beziehen mußte, da die einheimischen für die Schüler nichts taugten.

Eines Morgens stand Klotz mit recht sorgenvollem Kopfe auf. Er hatte in der Nacht einen schweren Traum gehabt. Ihm träumte, er habe einen gewaltigen Turm errichtet, der hoch über die Höhen des Harwendelgebirges hinausragte. Er sei auf der Spitze des Turmes gestanden und habe weit hinausgeblickt in die Ferne — auf einmal habe der Bau zu wanken angefangen und sei dann mit fürchterlichem Krachen in die Tiefe gestürzt.

Es war ein qualvoller Traum gewesen.

Matthias sann der Bedeutung desselben nach, denn ob er schon an Träume nicht eigentlich glaubte, so berührte ihn die Sache doch gerade jetzt um so eigentümlicher. Er sollte in den nächsten Tagen eine größere Summe an einen Bürger zurückzahlen, der sie ihm vor einiger Zeit geliehen hatte, und der ihrer nun wieder benötigte.

Bekümmerten Herzens ging Matthias an die Arbeit. Seine Schüler merkten es bald, daß dem Meister nicht gar wohl zumute sein müsse, denn während er sonst zu singen oder zu pfeifen oder die Arbeit durch freundliche Worte zu würzen pflegte, war er heute still und in sich gekehrt und beschränkte sich beim Reden auf das Notwendigste.

Endlich legte er den Werkzeug weg.

„Arbeitet fleißig weiter,“ trug er den Jungen auf, „ich komme bald wieder.“

Sodann verließ er die Werkstätte. Wieder begab er sich nach der Nikolauskirche. Dort schüttete er sein Herz aus und bat Gott um Hilfe und Beistand.

Als er nach Hause zurückkehrte, war ihm viel leichter in der Brust, und ruhig nahm er die Arbeit wieder auf.

Zwei Tage später kam der alte Klotz zu seinem Sohne in die Werkstätte.

„Matthias, du sollst in die Stube kommen,“ sagte er. „Ein Welscher ist da, der mit dir reden will.“

Matthias fand in der Wohnstube einen Fremden, der angab, Miroletto zu heißen und ein Kaufmann aus Piacenza zu sein. Er sprach nur gebrochen Deutsch,

doch immerhin genügend, um sich verständlich zu machen. Als er merkte, daß Klotz des Italienischen vollkommen mächtig war, fragte er ihn in dieser Sprache:

„Könnt Ihr Euch eines gewissen Signore Giovanni Lupi in Piacenza erinnern?“

Klotz sann einen Augenblick nach. Da tauchte in seiner Seele die Gestalt jenes freundlichen Künstlers auf, der sich um ihn so warm annahm, als dieser den Geigenmacher Scarlatti verlassen hatte.

„Freilich erinnere ich mich des guten Herrn,“ entgegnete Klotz freudig. „Wie geht es ihm?“

„Er ist gesund und glücklich und läßt Euch grüßen. Ihr werdet nicht wenig überrascht sein, Meister, wenn ich Euch sage, daß Signore Lupi ein Verwandter des Marquis Cresci ist, dem Ihr bei einem Brande das Leben gerettet habt.“

„Ein Verwandter?“ dehnte Matthias höflich erstaunt heraus. „Ei, was Ihr sagt.“

„Ja, ja,“ bestätigte der Kaufmann, „ein Verwandter. Aber nun hört! Vor einiger Zeit erfuhr Signore Lupi, in welcher Gefahr sein Verwandter gewesen sei und wem er die Rettung zu danken habe, und da stellte es sich heraus, daß der Retter des Marquis auch dem Signore Lupi nicht unbekannt ist. Die beiden Herren wollten Euch ein ansehnliches Sümchen nach Padua übersenden, wo sie Euch damals vermuteten. Ihr waret aber bereits von dort abgereist, und das Geld ging an den Marquis zurück. Zufällig hörte Signore Lupi, daß ich eine Reise nach Augsburg vorhabe und da bat er mich, Euch dies hier zu übergeben.“

Und Miroletto reichte dem über alle Maßen erstaunten Matthias ein sorgfältig verschnürtes und versiegeltes Päckchen, das in der Hand ziemlich schwer wog.

Matthias öffnete es; ein hübsch gearbeitetes Kästchen kam zum Vorscheine, als die Hülle gefallen war. Er hob den Deckel und — wer beschreibt seine Freude! — eine Anzahl Goldstücke funkelte ihm entgegen. Eine Sekunde lang blickte er wie geblendet auf den gelben Schatz, dann aber riß ihn das Übermaß der Empfindung fort. Seinem alten Vater, der sprachlos vor Überraschung dabei stand, um den Hals fallend, rief er:

„Lieber Vater! . . . Gott hat mein Gebet erhört! Seht, er hat mich in der großen Not nicht verlassen. Seht ist uns geholfen, Vater! Gott sei Lob und Dank!“

Der Kaufmann weidete sich an dem Glücke dieser braven Menschen, er fühlte ein wonniges Behagen bei dem Gedanken, Zeuge dieses rührenden schlichten Vorganges sein zu können.

Die beiden Klopz konnten nicht genug Worte finden, um Miroletto für die Überbringung des Päckchens zu danken.

„Laßt nur,“ wehrte er lächelnd ab, „ich habe ja gar keine Mühe dabei gehabt. Es freut mich, daß ich ein wenig zu eurem Glücke beitragen konnte.“

Hiermit nahm er Abschied von Vater und Sohn, denen er auf ihre Bitte hin versprach, auf seiner Rückreise von Augsburg bei ihnen nochmals einzufehren.

„Ihr müßt dann meine Werkstätte besuchen, Signor,“ sagte Matthias, „damit Ihr in Piacenza erzählen könnt, wie es mir geht.“

Als sich der Kaufmann entfernt hatte, zählte Matthias die Goldstücke — es waren ihrer zweihundert.

„Ein Vermögen, Vater, ein Vermögen!“ jubelte er freudetrunken. „Da kann ich meinem Geschäfte aufhelfen. Ihr sollt sehen, Vater, daß das Geigenmachen eine einträgliche Kunst ist — und die Mittenwalder sollen es auch noch inne werden.“

„Gott gebe seinen Segen,“ antwortete der alte Klop. „Ach, wenn das deine gute Mutter noch erlebt hätte,“ schloß er mit einem Seufzer und wischte sich die Augen aus, die ihm in der Erinnerung an sein liebes Weib feucht geworden waren.

